

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bogen in Umschlag. — Preis des Jahrgangs von 22 Nummern 8 Thlr.

Insertionsgebühren für die gespaltene Petitzeile 1 Rgr. — Abonnement nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an.

Abend.



Zeitung.

Fünfunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge

Erster Jahrgang.

No. 7.

Donnerstag, am 21. August.

1851.

Der neue Ikarus.

Eine Novelle.

Russische Sitten unter Peter den Großen.

Gegen das Ende des XVII. Jahrhunderts und unter der Regierung Peter des Großen, lebte hundert fünf Werste von Moskau in einem Dorfe, dessen Namen die Annalen leider nicht aufbewahrt haben, ein Landmann, Archipp Iwanow. Er war Wittwer und hatte drei Söhne, von denen die beiden älteren früh starben. Es blieb dem alten Archipp nur der Letzgeborne übrig, und auch von diesem war er getrennt, weil er niemals in die Stadt ging, und nur alle Sonn- und Festtage sein Dorf verließ, um in dem benachbarten Flecken Stojanowo die Messe zu hören, Emilian aber, so hieß dieser Sohn, immer in Moskau wohnte, wo er als Izwodzik oder Fuhrmann sein Brod verdiente. Dort sammelte sich Emilian manche Kenntnisse und ging sogar so weit, daß er mehr oder weniger schreiben und lesen lernte, Dinge, die er bisher für eitel Zauberkünste gehalten hatte. Häufige Gespräche mit den Dienern des Klosters von Sboskoi, die zuweilen seinen kleinen Schlitten gebrauchten, um Vorräthe vom Markte

in die slawisch-griechisch-lateinische Akademie zu bringen, die sich in diesem Kloster befand, trugen nicht wenig zur Erweiterung seiner Kenntnisse bei.

Emilian hatte eine schöne Summe Geldes gespart, und begab sich damit im April 1695 wieder in sein heimatliches Dorf. Der greise Archipp war außer sich vor Freuden über die Ankunft seines Sohnes, und konnte die ersten zwei Tage sich nicht satt fragen über die Lebensweise in Moskau. Am dritten Tage waren beide bei dem Sakristan der Kirche zu Stojanowo, der seinen Namenstag feierte, zum Essen eingeladen. Sie zogen ihre Sonntagskleider an, setzten sich in eine Tolega*) und begaben sich an den Ort der Einladung. Der Panomar oder Sakristan kam ihnen bis an die Thür seiner Izba**), die schon ganz voll von Gästen war, entgegen.

„Wie geht's, Archipp Iwanowic?“ rief er aus, „ich hatte schon die Hoffnung aufgegeben, Euch zu sehen.“

„Habt Ihr denken können, daß wir ausbleiben, Sawo Patapic? — Euer Namenstag kommt nur einmal im Jahre,“ antwortete Archipp. „Nun

*) Eine kleine russische Kariole.

**) So heißt die Stube in einem Bauerhause.

aber macht mir die Freude, liebes Väterchen, mein Gostinec*) anzunehmen, und entschuldigt, daß es so gering.““

„Das ist unnöthig, Archipp Iwanowic, das ist unnöthig; warum Euch so in Kosten setzen?“ sprach der Panomar, indem er aus den Händen des Bauers einen Sack Waizen nahm, mit dem er sich selbst belud. „Seid so gut und tretet näher, wir haben nur auf Euch gewartet.“

Der Panomar verschloß den Waizen in seine Speisekammer und kehrte dann zu seinen Gästen zurück, die, zwölf an der Zahl, in der Izba versammelt waren. Mann setzte sich um den Tisch. Wir wollen die Gerichte nicht beschreiben, welche Anuta, die schöne Tochter des Panomar Sawa, bereitet hatte, um nicht zu ungelegener Zeit die Eglust unserer Leser rege zu machen, besonders wenn sie dies einige Zeit vor dem Essen lesen sollten. Ebenso wenig wollen wir die Bierkrüge und Branntweinflaschen, welche bei dieser Gelegenheit geleert wurden, noch die Komplimente zählen, welche sie dem Panomar einbrachten. Der Schweiß lief in dicken Tropfen dem Wirth über das Gesicht, wie an einem heißen Julitage und die Köpfe seiner Gäste fingen bald an die Wirkungen der genossenen Getränke zu spüren.

„Warum trinkst Du denn nicht, Anna Sawiena?“ sagte ein bejahrter Bauer im blauen Kaschan und rothen Hemde, zu der Tochter des Panomar, die ihm gegenüber saß. „Koste wenigstens von diesem Bier, und geh uns mit gutem Beispiele voran.“

„„Schönen Dank,““ erwiderte Anute, „„klares Wasser ist mir lieber.““

„Mir auch,“ sagte Emilian, füllte seinen Krug mit Wasser und leerte ihn mit den Worten: „auf das Wohl aller schönen Mädchen!“

„Dagegen läßt sich nichts sagen, er hat den Trank zu seiner Gesundheit sehr wohl gewählt,“ sagte spottend ein Bauer aus Jaroslaw, der seines Handwerks ein Zimmermann war und Philemon Pantelejic hieß.

„Der Genuß des Wassers beraubt uns der Vernunft nicht“ entgegnete Emilian. Die guten Leute sagen nicht von mir: er hatte ein einträgli-

*) Geschenk, Gabe der Freundschaft.

ches Geschäft, aber er hat den Hopfen zu wohl gepflegt.“

„Schaut einmal an,“ rief Philemon, „der Hopfen wird mir nicht mehr schaden, als Dir. Mein Beil glänzt wie Feuer; nicht eine Spur von Rost daran; doch irre ich nicht, so sind deine Felder mit Brennesseln und Unkraut bedeckt.“

„Fehlgeschossen, mein Freund, hast nach einem Raben gezielt und eine Elster getroffen. Ich bin kein Landmann, aber ich habe mehre Pferde, mit denen ich Menschen und Waaren befördere. Auch ist mir's schon begegnet, Leute auf der Straße aufzuladen und nach Hause zu fahren. Vielleicht erzeige ich Dir einst denselben Dienst.“

„Was will der Naseweis?“ schrie der Zimmermann, „fürchtete ich nicht die ehrenwerthe Gesellschaft zu stören, so würde ich Dich schon zum Schweigen bringen.“

„Laßt doch Euer Zanken, liebe Freunde,“ sagte der Wirth. „Wer mich liebt, der söhnt sich aus. Ein schlechter Friede ist besser, als ein guter Krieg.“

„Meinetwegen,“ sagte Emilian, „sei mir nicht böse, Philemon Pantelejic.“

„Wohl, ich nehme den Frieden an, weil es unserm Wirth lieb ist,“ sprach schnell besänftigt der Zimmermann.

Ehemals war das russische Volk sehr geneigt, bei Festgelagen plötzlich von der Freude zum Zank und vom Zank zur Versöhnung überzugehen.

Auch die Bojaren zankten sich zuweilen bei Tische und versöhnten sich wieder noch während derselben Mahlzeit. Sie ertränkten ihre Feindschaft gerne im Wein.

Der Beobachter russischer Sitten kann noch heutiges Tags bei öffentlichen Festen und auf allen Spaziergängen diesen Zug im russischen Volksschaaracter erkennen. Oft sieht man zwei Landleute das Wirthshaus verlassen, sie schwancken durch die Straßen und umarmen sich zärtlich; bald aber beginnt ein Wortwechsel, in welchem sie sich die größten Beleidigungen sagen; jetzt werfen sie ihre Handschuhe fort und häufige und gewichtige Schläge fallen von beiden Seiten. Endlich aber kehren sie in das Wirthshaus zurück, das Fest ihrer Versöhnung zu feiern.

Aber dieser natürliche Hang war nicht die einzige Ursache des Streites, der sich zwischen Philemon und Emilian erhoben hatte. Anuta, des Panomars Tochter, saß den beiden Jünglingen gegenüber. Sie war ihrer Schönheit wegen berühmt im ganzen Flecken. Beide liebten sie, beide hatten beschlossen um ihre Hand anzuhalten, aber Jeder hatte in seinem Tischnachbar einen Nebenbuhler entdeckt, und diese Entdeckung hatte plötzlich in ihren Herzen eine gegenseitige Abneigung erweckt. Sollte man noch sagen, die Liebe sei blind? ich mochte sie im Gegentheil für hell sehend halten, denn Emilian und Philemon erkannten sich plötzlich als Nebenbuhler, während der Panomar und die andern Gäste, die doch mit all ihren Augen sie ansahen, den Grund ihres Zwistes nicht errathen konnten.

Nach dem Essen legten sich Alle schlafen, denn so pflegte man in jener Zeit zu thun, wahrscheinlich, weil häufig, auch gegen die gewöhnliche Sitte, unsere Vorfahren genöthigt waren nach Tische sich zu Bette zu legen. Als der Schlaf ihre Kräfte wieder gestärkt hatte, gingen der Wirth und seine Gäste vor die Thür der Hütte. Einer derselben zog ein Horn aus dem Stiefel, ein anderer nahm eine Balalaika, und Anuta und einige junge Bauer-mädchen gaben sich die Hände und tanzten im Kreise, wobei sie das Lied sangen: „Wecke mich nicht auf, du schöner Jüngling.“ Als es in dem Liede hieß: „Ja, die junge Maid ist fröhlich,“ stellte sich Anuta in die Mitte des Kreises, stemmte die beiden Hände in die Seiten, schlug ihre schönen Augen nieder, und entzückte alle Gäste durch ihren anmuthigen Tanz. Jetzt sangen die jungen Mädchen: „Sie tanzt, sie winkt ihrem Schäfer.“ Da rief sie winkend — den Vater.

„Was fällt Dir ein, mein Täubchen?“ sagte Sawa, der Panomar, der, beiläufig gesagt, hinkte, „wie könnte ich mit Dir tanzen! Komm, Emilian, tanz' Du mit ihr, ich wette, Du bist ein Erzmeister in der Tanzkunst.“

Bei diesen Worten nahm er Emilian bei der Hand und führte ihn in den Kreis.

Emilian warf sich in die Brust, zog die Handschuhe aus der Tasche und rückte die Mütze auf's Ohr. Fest ruhte sein Körper auf dem linken Fuße und mit dem rechten schlug er den Boden nach dem Takte des Liedes; dann klatschte er in die Hände

und schritt tanzend auf Anuta zu, die sich langsam zurückzog und ihr Köpfchen verschämt abwandte. Er aber schwenkte sich kühn auf die andere Seite, blickte sie zärtlich an und winkte sie mit der Hand zu sich her.

„Er tanzt wie ein Engel,“ sagten flüsternd einige der Gäste. Jetzt hielt sich Philemon nicht länger, er zog seine Handschuhe heraus, stürzte mitten in den Kreis und machte einige Prisadky.*)

„Das ist, meiner Treue, recht merkwürdig, das kann auch ich eben so gut,“ sagte Emilian, und fing gleichfalls Prisadky's zu machen an.

Keiner wich dem Nebenbuhler, und die beiden Athleten wären ohne Zweifel auf dem Platze geblieben, hätte das Lied und der Tanz nicht aufgehört.

„Bravo, bravo, ihr wackern Männer,“ riefen einstimmig die Gäste. Nach dem Tanze begann das Garelky'spiel.**) Emilian erhaschte Anuta und man konnte sie den ganzen Tag nicht wieder trennen. Mittlerweile hatte Philemon zu spielen aufgehört, sich dem Panomar genähert, ihn auf die Seite gezogen, und ihm gerade heraus gesagt, daß er die Hand seiner Tochter zu besitzen wünsche.

„Ueberleg' Deine Antwort nicht lange,“ schloß er, „denn Du kennst mich nicht erst seit heute. Du weißt, ich besitze eine ganz neue Tzba, mehre Kühe, und ein Pferd; auch weißt Du, daß mein Beutel nie leer ist, was willst Du mehr? Du möchtest wohl schwer einen besseren Schwiegersohn finden. Zudem, bist Du erst mein Schwiegervater, so verschaffe ich Dir ehrende Auszeichnungen die Menge.“

„Wie so?“

„Komm, ich will Dir Alles sagen, was ich im Schilde führe, aber sage Niemanden davon. Es sind im heurigen Mai drei Jahre, daß ich mich an dem See in Perejaslaw befand. Da sah ich Wunderdinge, Sawa Patapie. Unser Vater, der Caar Alexejewic, fuhr auf einem Schiffe. Großer Gott, wie wunderbar! Dies kleine Ding marschirte rechts und links, mit und gegen den Wind. Da sprach ich zu mir selbst: sollte man nicht auch ein Schiff machen können, das unter dem Wasser ginge und, der Möve gleich, zu tauchen verstände? Wie würde das den Caar, unsern Vater, erfreuen. Seitdem hab'

*) Kosakensprünge.

**) Eine Art Fang- oder Krieger'spiel.

ich an Nichts weiter gedacht, und endlich das Ding herausgefunden."

„Wär es möglich?“

„Mein Wort darauf! Ich habe eine Barke gemacht und sie gestern auf's Wasser gestellt. In diesem Augenblick steht sie auf dem kleinen See, der ganz von Weiden und Ulmen bedeckt ist, Du weißt, dort hinter dem Hügel. Ich habe sie versteckt, damit mir Niemand ein böses Auge darauf werfe. Ich will die Probe damit machen, werfe mich darauf dem Saar zu Füßen, der mich mit seiner Gnade überschütten wird, und Du begreifst, daß mir dann Nichts leichter wird, als Dich zu einem berühmten Mann zu machen. Gib mir nur Deine Tochter und Du sollst zweiter, vielleicht gar erster Diakonus an der Hofkirche werden.“

„Wo denkst Du hin, Philemon Pantesejic? Fühle ich mich doch nicht unglücklich hier. Aber wo ist Dein Schiff, kann man es denn nicht sehen?“

„Hast Du kein böses Auge?“

„Es hat Niemanden je geschadet.“

„Aber unsere Gäste? wie fangen wir es an? sie zu verlassen, wäre doch nicht schicklich.“

„Das ist wahr,“ sagte nachdenklich der Panomar; aber plötzlich sich besinnend, fuhr er fort: „weißt Du was, Philemon? Besprenge Dein Schiff mit Salzwasser, dann kannst Du überzeugt sein, daß kein Auge ihm schadet und kannst es ohne Gefahr der ganzen Gesellschaft zeigen.“

„Ei, darauf verlasse ich mich nicht.“

„Memme, so höre doch: taucht Dein Schiff unter und kommt wieder auf's Wasser, nachdem es so weit unter dem Wasser fort geschwommen ist, als wir jetzt von unsern Gästen getrennt sind, so schließen wir noch heute ab, und Du bekommst meine Anuta.“

„Ist es wahr? kann ich mich darauf verlassen? — Nun so gib mir Salz, ich gehe voraus, und Du kannst mit den Uebrigen nachkommen.“

„Sogleich bin ich wieder bei Euch, meine lieben Freunde,“ sagte der Panomar, indem er mit Philemon in die Tzba ging um Salz zu holen. Das Gacelkyspiel hatte unterdessen aufgehört, und Emilian, der nun Anuta's Hand loslassen mußte, näherte sich seinem Vater und bat ihn um seinen Segen zu seiner Verbindung mit Panomars Tochter.

„Das ist schön, mein lieber Sohn,“ sprach dieser, „da hast Du einen guten Gedanken;“ was

ist auch so ein Junggesellenleben? Das Mädel ist hübsch, Du kannst sie ernähren, und so möge der liebe Gott Dich segnen. Wir wollen zu Sawa Patapic, der, wie ich glaube, eben in die Tzba gegangen ist.“

An dem Hofthore stießen sie auf Philemon, der mit einem Sack voll Salz davon lief.

Emilian ging mit seinem Vater in's Zimmer, wo der Panomar noch beschäftigt war seinen Salzvorrath in einen Koffer zu verschließen.

„Seid Ihr's, meine werthen Gäste?“ rief er den Eintretenden zu; „sucht Ihr mich?“ und er zog den Schlüssel aus dem Vorlegeschloß, das an dem Koffer hing.

„Wir suchen Dich, Sawa, wie Du sagst, und haben ein Geschäft mit Dir abzumachen,“ antwortete Emilians Vater; „sind wir nicht alte Freunde! Du hast die Waare, ich bin der Käufer: willst Du den Handel schließen?“

„Wie? Ich hätte wirklich einen Käufer gefunden? Aber Du weißt doch — daß sie lahm ist.“

„Lahm? Was sagst Du, Sawa Patapic! Der Herr stehe Dir bei! Lief sie nicht noch eben schneller, als alle andern?“

„Welche Wunderdinge erzählt Ihr mir, von denen ich Nichts gesehen habe. Wie, sie wäre also wirklich geheilt? Aber der Vieharzt, der sie bis jetzt behandelte, hat sie ja doch aufgegeben. Wer holte sie denn aus dem Stalle?“

„Aus dem Stalle? Von wem redest Du denn, Sawa Patapic?“

„Ei nun, von meiner kleinen schwarzen Kuh, denke ich. Seit lange wünsche ich sie zu verkaufen, finde aber keinen Liebhaber.“

„Wir verstehen uns nicht, mein Bruder, ich sprach von Deiner Tochter.“

„Von meiner Tochter? und was ist's denn mit ihr?“

„Willst Du sie meinen Sohn zum Weibe geben?“

„Es würde mich freuen, mit Dir verwandt zu sein, Archipp Iwanow,“ antwortete feierlich der Panomar und strich sich den Bart, „und fürwahr, es thut mir leid, daß Du zu spät gekommen bist.“

„Sie wäre also schon einem Andern verlobt?“ fragte Archipp.

„Benigstens so gut als verlobt. Du bist mein alter Freund, ich will Dir Alles mittheilen.“

Da erzählte ihm der Panomar Alles, was der Zimmermann ihm gesagt hatte.

„Dem Verlobten da werde ich meine Faust zu fühlen geben, verzeih mir's Gott!“ rief Emilian, als der Panomar geendet hatte; „wenn Dich aber die Hoffnung, dem Saar vorgestellt zu werden, besticht, Sawa Patapic, so gebe ich Dir mein Wort, daß ich Dir denselben Dienst leiste: Philemon ist niemals in Moskau gewesen, ich aber habe da gelebt, ich habe den Saar gesehen, wie ich Dich sehe, just so nahe! Er ist so gnädig! Ich bin ihm einmal auf einer schmalen Brücke begegnet und er schlug mich eigenhändig mit seinem Stocke; ich denke, er kennt mich wohl wieder.“

„Sehr wohl, Emilian Archipp,“ sprach der Panomar, „Du könntest mir in allen Stücken gefallen, aber wie kann ich mein gegebenes Wort brechen?“

„Er hat sich über Dich lustig machen wollen, Sawa Patapic“ sagte Emilian, „wie sollte er zum Saar gelangen?“

„Seh nun, wenn er ihm sein Schiff zeigt, und der Saar damit zufrieden ist...“

„Der Zimmermann wird was Rechts haben! der Saar besitzt viele Schiffe.“

„Aber ein solches hat er doch nicht. Wir werden übrigens sehen, und Du mußt mir doch eingestehen, daß es ein wahres Wunder wäre, wenn das Schiff untertauchte und wieder auf's Wasser käme.“

„Nun wohl!“ rief Emilian lebhaft, „was stehen wir denn hier? Das müssen wir sehen und ich sage Dir, wenn es wieder auf's Wasser kommt, so magst Du mir in's Angesicht speien.“

Man kann freilich Nichts voraussagen,“ sprach Emilians Vater, „Ende gut Alles gut; aber wenn das Schiff auf dem Grunde bleibt, wie dann, Sawa Patapic?“

„Dann bin ich wieder Herr meines Willens, und brauche mein Wort nicht länger zu halten; so ist unser Vertrag. — Nun aber fort zum See; Alles wird in Bereitschaft sein, denke ich.“

Die drei Männer verließen die Izba, um nach dem See zu gehen, und forderten auch die andern Gäste auf, ihnen zu folgen.

Emilians Herz schlug laut, und er war sehr

begierig das Schiff zu sehen, von dem sein Schicksal abhing.

Man gelangte endlich zum See. Eine kleine Schaluppe mit Mast und Segel tanzte auf den Wellen hin und her. Sie war mit einem Verdeck versehen und man erblickte zu beiden Seiten hölzerne Röhren, welche Kanonen vorstellten, deren Mündungen kleine runde Bretterchen schlossen, so bald man einen Strick anzog, der am Hintertheile des Schiffes befestigt war. Am Boden waren mehre Oeffnungen, welche dazu dienen sollten, das Wasser hinein zu lassen.

Philemon, der Anuta und ihre Gefährtinnen unter den Neugierigen erblickt hatte, schob mit selbstgefälliger Miene die Mütze in die Höhe, nahm den Strick in die Hand und hieß die Zuschauer willkommen.

„Nun kannst Du anfangen, Philemon Pantelejic,“ sagte der Panomar „versuche nun Deinen Taucher.“

„Willst Du Dich vielleicht auf's Schiff setzen,“ fragte Philemon, „ich habe es so eingerichtet, daß man sich ganz wohl darin befindet, selbst unter dem Wasser.“

„Schönsten Dank, Philemon Pantelejic, ich habe nie gern auf dem Wasser reisen mögen, geschweige denn unter demselben, Gott soll mich bewahren!“

„Sei doch nur nicht bange, ich bürge Dir dafür, daß Du nicht ertrinkst.“

„Hat denn Niemand Lust sich darauf zu setzen?“ wandte sich lächelnd der Panomar an seine Gäste. „Das Schiff sieht recht hübsch aus,“ aber Alles schwieg.

„Ich würde mich recht gerne selbst darauf setzen, aber ich muß natürlich den Strick halten,“ sagte Philemon, „und da sich also kein Liebhaber findet, so will ich es leer unter das Wasser gehen lassen.“

Aller Augen richteten sich nun auf Philemon und seine Schaluppe. Er zog den Strick an; mit lautem Geräusch schloßen die kleinen Bretterchen die Mündungen der Kanonen zu beiden Seiten des Schiffes, das nach und nach unterzugehen anfing.

Tausendfacher Ausruf ließ sich vernehmen: wie wunderbar! rief der Eine; Herr, dein Wille geschehe! ein Anderer; seht, nur noch das Verdeck ist sichtbar! Jetzt ist es fort! — Das Schiff ist unter Wasser!

Mit stolzem Selbstbewußtsein rollte Philemon das Ende des Strickes auf und warf es in das Wasser dem Schiffe nach.

„Was wirfst Du denn den Strick weg?“ rief der Panomar.

„Ei nun,“ erwiderte der Gefragte, „damit Ihr, wenn nun das Schiff in die Höhe kommt, nicht denken mögt, ich hätte es hinaufgezogen.“

Es verging eine Stunde; die Geduld der Zuschauer fing an zu ermüden.

„Nun, wird's denn bald?“ hörte man von verschiedenen Seiten fragen.

„Nur noch ein wenig Geduld, einen Augenblick noch,“ beruhigte Philemon die Erwartungsvollen.

Emilians Freude und Philemons Verwirrung wuchsen im gleichen Maße mit der Zeit, die verstrich. So geschieht es wohl oft selbst bei wichtigern Angelegenheiten, daß ein und derselbe Umstand in den Herzen zweier Menschen ganz entgegengesetzte Empfindungen rege macht, je nachdem des Einen oder des Andern persönlicher Vortheil oder Nachtheil darin verwickelt ist.

Plötzlich erschallte der Ruf: „seht, seht, da kommt es wieder! wahrhaftig das Schiff steigt auf!“ —

Schnell wandten sich alle Blicke wieder auf den See, aber man sah nur einen Kreis, der auf der Oberfläche des Wassers sich allmählig erweiterte, und von einem Fische herrührte, der hatte Luft schnappen wollen und jetzt wieder in den Grund hinab tauchte.

Der Ausruf hatte kalten Schweiß auf Emilians Stirn getrieben, während Philemons Züge vor Freuden glänzten; als der Kreis aber weiter wurde und endlich verschwand, da wich bei dem Einen die Furcht wie bei dem Andern die Freude.

Jetzt riß den Zuschauern der Faden der Geduld, der nur mühsam so weit sich hatte ausspinnen lassen.

„Wie lange sollen wir denn noch warten,“ sprachen sie unter einander. „Die Sonne geht schon unter und in der Dämmerung hier zu verweilen, dürfte nicht gerathen sein.“

„Warum denn nicht?“ fragte Philemon.

„Weißt Du denn nicht, daß es Geister in diesem See giebt,“ flüsterte leise der Panomar.

„Wie, Geister, wär' es wahr?“

„Gewiß, ohne allen Zweifel.“

„Ja dann wundere ich mich nicht, daß mein Schiff nicht wieder heraufkommt. Sicher hält ein Geist es auf dem Grunde fest.“

„Ich möchte es fast glauben,“ sagte einer der Gäste, mit halblauter Stimme, indem er furchtsam den See anstarrte, „ich meine Raben auf Deinem Schiff gesehen zu haben, als es sank, oder vielmehr war es eigentlich kein Rabe . . .“

„Dann brauchen wir nicht länger zu warten,“ rief Philemon, „wahrscheinlich hat er sich hineingesetzt. Kommt, laßt uns so schnell wie möglich von hinnen eilen.“

Die Zuschauer machten das Zeichen des Kreuzes und liefen in größter Eile davon. Nur Emilian rührte sich nicht, sondern faßte Panomar am Arme und flüsterte ihm zu:

„Es ist also ausgemacht, denke ich, Sawa Patapic.“

„Laß mir nur ein wenig Zeit zum Ueberlegen, Emilian Archipp,“ erwiderte der vor Schrecken bleiche Panomar, indem er versuchte, den jungen, ungeduldigen Werber zum Weitergehen zu bewegen. „Muß ich doch meine Tochter erst fragen, ob Du ihr gefällst. Ich denke freilich, sie wird einem Bräutigam, wie Du bist, keinen Korb geben.“

„Wie, was, welchem Bräutigam?“ rief Philemon, der leise herbeigeschlichen war und das Gespräch belauscht hatte. „Ist das redlich, einem Andern seine Braut nehmen zu wollen? Und Du, Sawa Patapic, hast Du Dein Wort vergessen? das wäre nicht schön von Dir.“

„Worüber beklagst Du Dich? unser Wirth hat Dir sein Wort nicht gegeben,“ sagte zornig Emilian.

„Rede ich mit Dir?“ sagte Philemon verdrießlich. „Komm, Sawa Patapic, sei ruhig, ich baue ein anderes Schiff, werfe mich dem Saar zu Füßen und bringe Dich zu hohen Ehren.“

„Ei, das wäre!“ rief Emilian, „und wie wirst Du das anfangen? Glaube mir, der Saar hat Schiffe genug und wird nach dem Deinigen wenig fragen; außerdem aber kann ich eben so gut meinem Schwiegervater zu Ehrenstellen verhelfen, als Du, Großprahler!“

„Schweig, Dummkopf, wie kannst Du es mit

mir aufnehmen wollen?" schrie roth vor Zorn Philemon. „Hör' ihn nicht an, Sawa.“

„Und, wenn es nur darauf ankommt,“ fuhr Emilian fort, der gleichfalls immer heftiger wurde, „so will ich ein Wunder entdecken, daß ganz Moskau Ach und D darüber schreien soll. Die Gnade des Caars kann mir dann auch nicht fehlen, und wenn Du Subdiakonus an der Schloßkirche sein willst, Sawa Patapic, so nehme ich's auf meinen Kopf. Nun, giebst Du mir Anna Sawicna?“

„Das kann und darf nicht sein! Höre ihn doch nicht, Du mußt mich zum Schwiegersohne nehmen.“

Der Panomar sah bald den einen, bald den andern Nebenbuhler an und sprach kein Wort. Er war in der größten Verlegenheit. Beide Präzendenten schienen ihm gleiches Verdienst zu haben. Das Versprechen, welches ihm beide gaben, ihm die Stelle eines Subdiakonus an der Schloßkirche zu verschaffen, reizte so sehr seinen Ehrgeiz, daß ihm der Kopf davon wirbelte.

„Genug des Streites, meine lieben Freunde,“ sagte er endlich, „Ihr macht mich ganz verrückt. — Mein Himmel, wo sind wir denn eigentlich? Herr, sei uns gnädig und barmherzig! Der Geist hat uns irre geleitet. Unsere Gäste sind nach der Izba gegangen und wir gerade auf dem entgegengesetzten Wege in's Feld gerathen. Wahrhaftig, ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht.“

„Wem von uns giebst Du denn endlich Dein Wort?“ sagte Emilian.

„Ich denke, mir, Sawa Patapic,“ rief Philemon, „Du siehst doch, daß der Prahler Dich hintergehen will.“

„Barmherziger Gott! welche Verlegenheit,“ sagte der Panomar, indem er mit beiden Händen seinen Kopf faßte, als fürchte er ihn zu verlieren, „laß mir doch nur Zeit, daß ich wieder zu mir selbst komme. Caar Salomon selbst möchte hier schwer entscheiden. Hör! — und dies ist mein letztes Wort —: Der wird mein Schwiegersohn, der ein Wunderding erfindet, das unserm Vater, dem Caar, eine angenehme Ueberraschung bereitet.“

„Es gilt, Topp!“ riefen Emilian und Philemon.

Beide junge Männer nahmen den künftigen Schwiegervater unter den Arm und führten ihn in die Izba, wo seit lange die Gäste ihrer harren.

Sein Gesicht drückte völlige Erschöpfung aus, denn in seiner Verwirrung hatte er sogar vergessen seine Führer daran zu erinnern, daß er hinkte und so schnell nicht gehen könne. „Schloßkirche, zwei Verlobte für meine Tochter! Mein Heiland, wie wunderbar ist das!“ murmelte er zwischen den Zähnen, als er in die Izba trat.

Emilian kehrte mit seinem Vater in sein Dorf zurück. Er schlief die ganze Nacht nicht und zerbrach sich den Kopf, um irgend ein Wunderding heraus zu bringen, wodurch er die Aufmerksamkeit des Caaren auf sich ziehen könnte. Endlich mit Tagesanbruch kam ihm ein Gedanke. Freudig sprang er mit beiden Beinen zugleich von der Bank herab, auf welcher er lag, lief in den Stall, und spannte seine Tolega an, um nach Moskau zu fahren. Nach einem flüchtigen Abschied von seinem Vater begab er sich auf den Weg und langte in wenigen Tagen in der Hauptstadt an.

„Kannst Du mir nicht sagen, mein Freund,“ so redete er den ersten besten Vorübergehenden an, „wo sich unser Vater, der Caar, befindet? ist er im Kreml?“

„Warum willst Du das wissen?“ entgegnete der Angeredete, der ihn mißtrauisch ansah.

„Ich will mich ihm zu Füßen werfen.“

„Der Caar ist seit drei Tagen fort. Am 28. bestieg er ein Schiff, um sich auf der Moskwa zur Belagerung nach Azow zu begeben, wo er mit dem türkischen Sultan kriegt.“

„Du lieber Gott, welch ein Unglück ist das nun wieder,“ rief klagend Emilian aus.

„Du magst aber Deine Bittschrift nur bei den Behörden einreichen,“ belehrte ihn der Bürger Moskau's, „denn seit unser gnädiger Herr regiert, gehen die Geschäfte ihren Gang auch, wenn er nicht da ist.“

„Unmöglich, mein Freund, rein unmöglich; mein Geschäft ist nicht gewöhnlicher Art.“

„Wenn es so ist, so mußt Du wohl warten, bis der Caar aus dem Kriege heimkehrt. Du bist wohl erst seit kurzer Zeit in Moskau, wie mir scheint.“

„So eben fahre ich durch das Thor.“

„Wärst Du drei Tage früher gekommen, so hättest Du den Caar bei der Wsewiacky-Brücke mit

den Regimentern von Preobrajensko, Semenowsky und Strelie sich einschiffen sehen. Das war ein Anblick! Als sie die Moskwa hinunterfahren bedeckte sich der Himmel und es fing an zu donnern. Aus den Schaluppen ertönten, ich weiß nicht wie viele Musketenschüsse drein. Die alten Leute sagen, der Donner sei ein gutes Zeichen, weil... aber ich verliere meine Zeit mit Schwätzen. Leb' wohl mein Freund."

Der Mann ging weiter und Emilian fuhr seufzend in eine Herberge, ließ sein Pferd dort und begab sich auf den rothen Platz.

Kaum war er in der Mitte des Platzes angelangt, der von Menschen angefüllt war, als er laut zu rufen begann.

"Wache," schrie er, "Wache! ich habe dem Caar einen Bericht zu machen."

Eine neugierige Menge sammelte sich um ihn.

"Was schreist Du denn?" fragte ihn et was rauh ein Mann in einem grauen Rocke, der eine Hellebarde trug und sich einen Weg durch die Menge bahnte.

"Was geht's Dich an?" entgegnete Emilian.

"Wie, was es ihn angeht?" sagte ein Bürger, "siehst Du denn nicht, daß er ein Alescha*) ist. Sieb ihm eine Altine**), wenn Du ihm nicht vor den Richter folgen willst."

"Bekümmere Dich um Deine Sachen," fuhr der Polizeisoldat zornig den Redenden an, "und Du, mein Täubchen, gehst mit mir zum Richter."

"Das ist's gerade, was ich will," sagte Emilian, und folgte ohne Widerstand dem Alescha, der ihn in das Haus führte, wo die Streliecn zu Gericht saßen. Der Alescha ließ ihn auf dem Vorplatze unter der Aufsicht einer Schildwache, während er selbst in ein Zimmer ging, wo er einem der Schreiber sagte, daß er einen Bauer auf dem rothen Platze angehalten habe, der mit dem Caar reden wolle. Der Schreiber machte sogleich dem Chef des Bureaus einen Rapport darüber und dieser dem Bojaren Iwan Borissowic Trojekurow, der Direktor des Gerichtes der Streliecn war.

*) So nannte man in jener Zeit eine Art Polizeisoldaten.

**) Eine alte Münze, ungefähr anderthalb Kreuzer in Werth.

"Laß ihn herein kommen," sagte der Bojare, "man muß ihn verhören."

Emilian wurde hereingeführt. Man frug ihn nach Namen, Stand, Alter; der Fürst Iwan Borissowic befahl dem Sekretär seine Antworten aufzuschreiben und fragte ihn dann: "und was hast Du zu berichten? sprich: hast Du vielleicht eine Verschwörung gegen unsern Caar entdeckt? rede frei!"

"Nein, mein Fürst," antwortete Emilian, und warf sich ihm zu Füßen, "keine Verschwörung ist es, aber wohl eine wichtige Sache, die ich mitzutheilen gedenke."

"Was ist's denn? rede schnell, ich habe nicht viel Zeit," sprach der Fürst.

"Ich will mir Flügel machen, und fliegen gleich einem Storche. Verlaßt mich nicht bei meinem Unternehmen; ach, verlaßt mich nicht, mein Prinz, und schenkt mir Eure Hülfe!"

Bei diesen Worten warf sich Emilian aufs neue dem Fürsten zu Füßen.

"Fliegen gleich einem Storche! hast Du den Verstand verloren?" rief erstaunt der Bojar, "hast Du's gehört, Fedor Ilie," fuhr der Fürst zum Chef des Bureaus gewendet fort, der mit ihm an einem Tische saß, in seinem hochgewölbten grünen Rocke nicht wenig Ähnlichkeit mit einer Wassermelone hatte, und gedankenlos, dem Einschlafen nahe, auf einen Punkt sah.

"Wie sollte ich es nicht gehört haben?" erwiderte dieser, plötzlich auffahrend.

"Nun, und was denkst Du davon?"

"Was ich denke?... nun, ich denke... was Ihr davon denkt, Fürst Iwan Borissowic."

"Ich denke noch gar Nichts davon, bin aber überzeugt, daß ein ähnliches Geschäft noch nie vor einen Richter gekommen ist, seit die Welt aus der Hand des Schöpfers hervorging."

"Wie könnt Ihr das sagen, Fürst, ich meine doch einen Artikel in unserm Gesetzbuche gelesen zu haben, der sich ganz deutlich über diesen Kasus ausspricht."

"Wahrscheinlich weißt Du nicht, wovon die Rede ist, Fedor Ilie; laß doch hören, was will denn dieser Mann?"

"Er will... er will... Recht wider seinen Gegner," antwortete verwirrt der Chef, der in seiner

Zerstreuung selten zu hören pflegte, was in der Sitzung gelesen oder gesprochen wurde.

„Fehlgeschossen, Fedor Illic. Er will fliegen, wie ein Storch!“

„Ihr wollt wohl scherzen, mein Fürst?“

„Nein, nein, ich scherze nicht; frage selbst den Supplikanten.“

Als Emilian seine Bitte wiederholt hatte, hob der Chef beide Hände in die Höhe, zum Ausdruck seines Erstaunens und wandte sich mit einem Blicke, der eine Frage zu enthalten schien, an den Fürsten.

„Nun, Fedor Illic,“ fuhr dieser fort, „sucht doch den Paragraphen im Gesetz, und antwortet auf die Supplik dieses ehrlichen Mannes, während ich in die Rathssitzung gehe, denn es ist hohe Zeit.“

Nach diesen Worten entfernte sich Trojekurov.

„Höre einmal, Du wahnwitziger Thor,“ redete der Chef darauf Emilian an, „Du unterstehst Dich wohl, Deinen Spaß mit dem Gericht zu treiben?“

„Das sei ferne von mir, mein Bojar,“ erwiderte Emilian, „ich weiß recht wohl, um was ich bitte. Wenn ich nicht fliege, wie ein Storch, so mögt Ihr mit mir verfahren nach Eurem Gutdünken.“

„Aber wie willst Du das denn anfangen?“ sprach der Bojar, den die Sicherheit des Bauers begann neugierig zu machen.

„Wenn mir die Schatzkammer achtzehn Rubel giebt, so mache ich mir Flügel, und steige damit so hoch in die Luft, daß man mich gar nicht mehr sehen kann.“

„Und wenn das nicht wahr ist, mein süßer Freund, wie dann, he?“

„Dann mögt Ihr über mein Hab und Gut verfügen,“ sprach rasch und entschlossen Emilian, „ich habe ein doppeltes Gespann von drei Pferden und ein halbes Duzend Tolegas.“

„Ich will mich darnach erkundigen.“

„Schicket nur in's Wirthshaus, das einige Häuser von hier entfernt ist, der Wirth kann es Euch bestätigen.“

„Man soll sogleich hinschicken,“ sprach der Chef zu seinem Schreiber, und ging nachdenklich im Zimmer auf und ab.

(Fortsetzung folgt.)

Schuld gegen Schuld.

Novelle.

1.

Nur dem tiefer in die Welt der Dinge blickenden Auge ist es vergönnt, den geheimnißvollen Zusammenhang scheinbar getrennter Schicksale und Begebenheiten wahrzunehmen, während er dem gewöhnlichen Zuschauer verloren bleibt. In ungeheueren Dimensionen liegen bisweilen Raum und Jahre zwischen Ereignissen, die gleichwohl in der engsten Wahlverwandtschaft zu einander stehen. Dann bedarf es nur eines Sonnenblickes von oben, um die beinahe unsichtbaren Fäden, an denen jene Ereignisse locker, aber vielfach zusammenhängen, auch dem sterblichen Auge erkennbar zu machen; eines bewegendem Zufalls, und diese getrennten Massen rücken einander näher, fügen sich zusammen, und der leise angedeutete Plan des Schicksals vervollständigt sich unerwartet in dem abgeschlossenen, wunderbaren Baue. Wir greifen beinahe blindlings hinaus in das Leben der Zeit, erfassen einen flüchtigen Vorfall, lassen ihn, weil keine interessanten Folgen sich daran knüpfen wollen, wieder fallen, und plötzlich begegnet er, zu einer selbstständigen Geschichte erwachsen, nach langen Jahren uns wieder, das ewig thätige Walten der Vorsehung kündigend, die, wie die Natur in der organischen, so in der moralischen Welt auch das Kleinste einer endlosen Weiterentwicklung werth hält.

In tiefer Waldung, ablenkend von der gewöhnlichen Straße, rollt ein bequemer, reichlich gepackter Reisewagen. Der auf dem einen Zuggpferde reitende Postillon sieht sich mit etwas scheuem Ausdrucke die Gegend an; der herrschaftliche Bediente, welcher hinter ihm auf dem Kutscherfische Platz genommen, folgt in unruhig-düsterer Erwartung dem Blicke seines Vordermannes. Der Wagen, dessen Vorhänge niedergelassen sind, läßt in Zweifel, ob sein Inneres leer, oder von einem schlummernden Reisenden, den die stechende Mittagssonne Italiens Schatten und Ruhe suchen ließ, eingenommen ist. Jetzt hält der Postillon mit einem plötzlichen Rucke der Zügel die Pferde an, feuert ein Pistol auf den Bedienten ab, der schnell, aber nicht eben mit der Schwerfälligkeit eines Verwundeten, vom Wagen herabfällt, und besinnungslos am Boden liegen

bleibt. Auf den Schuß öffnet sich ein Vorhang des Wagens, ein männlich-gebieterisches Gesicht heugt sich heraus, aber nur eine Secunde lang ist es sichtbar, denn im nächsten Augenblicke fährt eine wohlgerichtete Kugel des mörderischen Postillons in die stolze Stirn, daß sie blutend in den Grund des Wagens zurücksinkt. Ein kurzes Röcheln, dann tiefe Stille. — Der Postillon nähert sich dem Wagen, blickt durch den zurückgezogenen Vorhang hinein, und sieht sich dann mit einer Miene, welche blutdürstige Zufriedenheit ausdrückt, nach dem noch immer auf dem Boden liegenden Bedienten um. Dieser wendet jetzt den Kopf nach dem Mörder, welcher ihm stumm zunickt, worauf Jener ohne Blut und ohne Wunde aufsteht. Beide steigen nunmehr in den Wagen hinein, und dicht in einen pelzverbrämten Mantel gewickelt, schleppen sie einen Gegenstand heraus, der nichts anders ist, als ein menschlicher Körper. Sie tragen ihn tiefer ins Gebüsch hinein; man hört dürres Laub und Zweige rascheln, dann kehren die beiden Mordgesellen zu dem Wagen zurück, dessen Vorhänge sie noch dichter herabziehen. Der Bediente nimmt, als sei nichts vorgefallen, seinen vorigen Platz auf dem Kutschersitze, der Postillon den auf dem Pferde wieder ein, und hin raffelt der Wagen im gestreckten Laufe. Bald ist er meilenweit dem Orte des Verbrechens entführt. Zögernd verstreicht beinahe ein Menschenalter, ohne daß eine sichtbare wesentliche Folge sich an die Unthat knüpft. Sie scheint verloren in der Masse des Vorfallenden; ein blutiges, aber schnell vergessenes Improvisat des Zufalls! —

2.

Zwanzig Jahre später rollte auf der Landstraße zwischen Modena und Bologna wiederum ein Reisewagen, vollgepackt mit Koffern und blihenden Lakayen. Auch seiner Fahrt stand ein Hemmnis bevor, aber unblutiger, vorübergehender Natur: ein gebrochenes Rad. Glücklicher Weise ereignete sich dieser Unfall in der unmittelbaren Nähe einer Dorfschenke, mit welcher zugleich auch die Post verbunden war. Der Inhaber des Wagens, ein vornehmer russischer Guts- herr, mußte sich also entschließen, die Nacht in dieser Herberge zuzubringen. Er fügte sich in dieser Nothwendigkeit nicht gerade mit musterhafter Geduld. Einige donnernde Scheltworte gegen den Kutscher,

ein Fußtritt nach dem Pferde, das durch plötzliches scheues Seitenprellen Theil an dem Unfalle hatte, einige Flüche über die Unebenheit der Straße, und ein ingrimmiges Gesicht gegen die Lakayen, welche in demüthiger Stellung seiner Befehle harrten, waren die nächsten Ergüsse seines Aergers, der diesen an sich unzufriedenen und leidenschaftlichen Züge überhaupt nicht fremd zu sein schien. Die hölzerne Treppe erdröhnte unter seinen heftigen Schritten, als er zu dem ihm angewiesenen Zimmer hinaufstieg. Als dieses jedoch, ungeachtet der äußerst einfachen Einrichtung, überall von Ordnung und Sauberkeit zeugte, wurde das Unwetter seiner Mienen etwas gelinder, und vom Fahren ermüdet, streckte er sich beinahe behaglich auf das mit bürgerlich-stiller Eleganz geschmückte Ruhebett hin. Doch nicht lange litt es ihn in dieser ruhigen und bequemen Lage. Er sprang auf, schritt ungeduldig im Zimmer auf und ab, schellte dem Stubenmädchen, machte Bestellungen, und widerrief sie, ließ seine Lakayen zu sich beordern, und als sie erschienen, hieß er sie sich zum Teufel scheren. Man sah offen, daß mehr als Alles, ihn die Langeweile quälte, und daß sein, fast einer Furcht gleichsehendes gewaltsames Bestreben, ihr zu entfliehen, sein ohne dies wildes und unruhiges Naturel noch ärger mache. Endlich wurde ihm sein einsames Zimmer unerträglich; er beschloß daher in das große, allgemeine Schenkzimmer hinab zu gehen, wo er auf eine zwar sehr gemischte, aber doch zahlreiche Gesellschaft hoffen durfte. — Lieber dumme, als gar keine Menschen! murrte er bei sich, als er die Thür öffnete, und trat, ohne sehr bemerkt zu werden, hinein.

Hier saßen die Burschen und Mägde des Hauses, strohflechtend, um einen großen runden Tisch, welcher der Küche zunächst stand. Oben an saß in einem antiken Lehnstuhle die Wirthin, und diente, die Kunkel in der Hand, den Uebrigen, als Muster des Fleißes.

Man weiß, daß es bei solchen Gelegenheiten nicht an Gesprächen fehlen darf, daß namentlich die Hausmutter, gleich einer Schehezerade, einen steten Vorrath an schönen oder graufigen Geschichten zur Hand haben muß, um auf die sehr zum Schlummer geneigten Lebensgeister arbeitender Dienstboten zu wirken, und ihre Hände wach zu erhalten.

Der Russe, welcher glücklicher Weise der ita-

lienischen Sprache, selbst bis in ihre getrennten Dialekte hin, vollkommen mächtig war, nahm in einem Sessel Platz, und profitirte, da er eben nichts Besseres zu unternehmen wußte, aushülfsweise von jener Unterhaltung, die ihm bald in ihrer Einfalt ein unterdrücktes Murren der Langenweile, bald in ihrer Steigerung, eine lockere Aufmerksamkeit, oder ein mürrisches Lächeln entlockte.

An diesem Abende ging es just sehr blutig her; es wurden beinahe ausschließlich Mordgeschichten aufgetischt, eine Tendenz, welche die Gemüther der horchenden Dienstleute natürlich um so höher spannte. Aus allen Himmelsgegenden her wurden Schauer- geschichten und Todtschläge herbeigeholt, und das Wahre mischte sich harmlos mit dem Erdichteten oder Uebertriebenen.

Ach, wir haben nicht nöthig, nahm nach einer kurzen Pause die Hausmutter wieder das Wort, Mordthaten und Verbrechen so weit zu suchen. Unsere eigene Heimath hat so Manches davon zu erzählen, und selbst der Gerechtigkeit gelang es nicht immer, dergleichen geheime Frevel zu entschleiern. Ihr seid zu jung, um es selbst erlebt zu haben. Aber ich entsinne mich noch sehr genau eines schrecklichen Verbrechens, das ganz in unserer Nähe vor etwas länger als zwanzig Jahren begangen wurde.

Ach ihr meint die Ermordung des vornehmen Russen? fiel einer der Zuhörer ein.

Allerdings, Kinder. Nun, da ihr die Geschichte schon wißt, brauche ich sie Euch nicht erst zu erzählen.

Woronitcheff — so hieß der russische Gutsherr, welcher, um sich die Langenweile zu vertreiben, sein freundliches und bequemes Gastzimmer mit der räucherigen, überfüllten Schenkstube vertauscht hatte — wurde, da er einen Landsmann von sich als Opfer eines Verbrechens nennen hörte, aufmerksam, und seinen Stuhl rückend, fragte er die Erzählerin: sprachen Sie nicht von einem vornehmen Russen?

So ist es, gnädiger Herr, und irre ich nicht, so gehören Sie Einer Heimath mit ihm an.

Ganz recht, auch ich bin aus Rußland, darum interessirt mich der Fall einigermaßen, und ich bitte Sie mir etwas darüber zu erzählen.

Gern, gnädiger Herr! Sehen Sie, es sind nun über zwanzig Jahre her. Mein seliger Mann

hatte noch nicht lange erst dieses Gasthaus sammt der Post übernommen, als ein vornehmer russischer Herr hier durchreiste und wegen einer kleinen Unpäßlichkeit einige Tage bei uns verweilte. Er führte zwei Bediente mit sich, Leibeigene, wie man mir sagte. Der Eine war unterwegs sehr krank geworden, und sein Herr beschloß daher, denselben — bis er so weit hergestellt sein würde, um ihm folgen zu können — bei uns zu lassen. Dergestalt konnte ihn also nur der Bediente begleiten. Ich entsinne mich dieses Menschen sehr gut; er hieß Ku — — Kustroff. Es war ein junger Mann von gewandten Manieren, in dessen schwarzen Augen Lebhaftigkeit, aber auch ein tiefer, unerklärlicher, bisweilen Furcht erregender Ausdruck leuchtete. Gegen seinen Herrn benahm er sich gehorsam, pünktlich und ehrerbietig, wenn gleich mit der Unterwerfung eines Leibeigenen. Mißhandlungen von seinem Gebieter, an denen es nicht fehlte, ertrug er schweigend, ja sie schienen in ihm eine Art von Stolz wachzurufen, vor welchem ich, an der Stelle seines Herrn, gezittert haben würde, denn dieser Stolz sah blutig aus, wie der eines gefesselten und gequälten Tigers, der die Dauer seiner Kette zu berechnen weiß. Wenn meine Dienstboten ihm bisweilen ihr Bedauern über sein Schicksal ausdrückten, biß er die Lippen zusammen, und lachte seltsam. Aber sein funkelndes Auge lachte nicht mit, es strafte den schweigend grinsenden Mund Lügen. Damals hatten wir einen alten Postillon, Lorenzo, in unseren Diensten, der unter dem Anscheine der Treuherzigkeit eine, uns Allen unbekannt verbrecherische Laufbahn verbarg, welcher er, alt und schwach geworden, nicht aus Ueberdruß oder Neue, sondern aus Unfähigkeit, abwendig geworden war. Leider zu spät erfuhren wir, daß Lorenzo einer der verwegenen Räuber der Gebirge gewesen, aber den reichen Lohn seiner Verbrechen am Spieltische vergeudet hatte, und, um nicht zu verhungern, in seinen alten Tagen nach dem ehrlichen, aber kargen Erwerbe eines Postillons griff. Man hatte hier im Hause Kustroff und Lorenz häufig bei einander und anscheinend in guter Freundschaft gesehen, denn das Laster wird durch eine ähnliche Sympathie von dem Laster erkannt, wie die Tugend von der Tugend. Es fiel dies natürlich Niemand auf, da wir in Lorenzo nur einen gutmüthigen und spaßhaften alten Kauz kannten. Der russische Herr hatte den Tag

seiner Weiterreise festgesetzt; der erkrankte Bediente Iwan, blieb bei uns, und Kustroff schrieb ihm noch eigenhändig die Reiseroute des Gebieters auf, damit er, wenn er genesen, ihnen folgen könne. So, von Lorenzo geführt, und von Kustroff begleitet, reiste der Russe ab. Wir warteten vergebens auf Lorenzo's Rückkehr, er kam nicht wieder, und schon am zweiten Tage wurde von Holzschlägern der Leichnam des ermordeten Russen, in seinem Reisemantel gewickelt und mit dürrn Laubwerk überdeckt, aufgefunden. Die Behörden thaten schnelle Schritte. Man erfuhr, daß mehrere Stationen weit der Reise-wagen richtig angekommen, und nach schnellem Pferdewechsel, rasch weiter befördert worden sei. Kustroff hatte dabei immer streng verordnet, daß Niemand dem sorgfältig verschlossenen Wagen zu nahe kommen möge, da sein erkrankter Herr darin der Ruhe pflege. Weiterhin hatte er jedoch selbst den Herrn gespielt. Bis Neapel wurde seine Spur verfolgt, dann aber verschwand sie gänzlich. Besseren Erfolg hatte die Nachforschung auf einer andern Seite. Lorenzo wurde nach einem Monate aufgegriffen, und eingebracht. Nebst zahlreichen früheren Räubereien und Gewaltthaten gestand er auch die Ermordung des Russen ein. Kustroff hatte ihn mit zweihundert Zechinen zu diesem Verbrechen gedungen. Bei all seiner wilden Rachsucht und seiner Habgier nach des Gebieters Schätzen, war Kustroff dennoch durch ein Gefühl der Scheu und Ehrerbietung abgehalten worden, selbst Hand an seinen Herrn zu legen. Es wurde daher verabredet, daß Lorenzo zuerst ein blindgeladenes Pistol auf Kustroff abbrennen solle, damit dieser scheinbar verwundet oder betäubt, ein unthätiger Zeuge der Ermordung seines Herrn sein, und im Falle einer Ueber-raschung, vom Verdachte einer Theilnahme befreit bleiben könne. Der schändliche Anschlag war nur zu gut gelungen. Lorenzo blühte seine Frevelthaten mit seinem Leben. Von Kustroff ist nie wieder etwas bekannt geworden; wahrscheinlich hat auch er, auf welche Weise immer, sein Ende gefunden.

Das ist eine sehr traurige Geschichte; gut, daß es schon etwas lange her ist, sagte Woronitcheff.

Der Name des Ermordeten ist Eurem Gedächtnisse wahrscheinlich entschwunden.

Ich habe ihn aufgeschrieben, gnädiger Herr, und kann ihn Euch sogleich zeigen.

Mit diesen Worten öffnete die Wirthin einen Schrank, und nahm aus einem Buche ein schon etwas vergelbtes Papier heraus, das sie dem Gaste hinreichte.

Ein mir gänzlich unbekannter Name, bemerkte dieser. Doch was steht auf der andern Seite geschrieben?

Es ist die von Kustroff dem erkrankten Iwan — den die Schreckensnachricht von der Ermordung seines Gebieters, in einen so üblen Zustand versetzte, daß er kränker und kränker wurde, und nach kurzer Zeit in unserm Hause starb — aufgeschriebene Reiseroute.

Woronitcheff warf einen Blick darauf. Das ist ja eine recht seltsame Handschrift, sagte er etwas verwundert. Sie ist so eigenthümlich, daß man sie unter tausend andern Schriftzügen wieder erkennen mußte.

Wenn sie Euch interessirt, gnädiger Herr, so behaltet sie. Hier nützt sie ohnedies nichts, da wahrscheinlich tagereisenweit in der Umgegend Niemand ein Wörtchen russisch versteht.

Was soll mir dieses Papier? erwiderte Woronitcheff, der nichts verlangt hatte, als sich die Zeit vertreiben zu lassen, und dem, da er die Geschichte nunmehr angehört hatte, das Weitere gleichgültig und uninteressant war.

Sie kehren, wie ich höre, aus den italienischen Bädern nach Rußland zurück. Wer weiß, ob diese Handschrift nicht zu einigen Spuren führen, und ihnen den Schluß einer Begebenheit entdecken kann, die ich, aus Mangel weiterer Nachrichten, nur abgebrochen zu erzählen vermochte.

Wenn Ihr denn meint, Frau Wirthin, so mag es sein, sagte er, und schob ruhig das Papier in seine Briefftasche.

Bald darauf ging er auf sein Zimmer, und suchte die Ruhe.

(Fortsetzung folgt.)

Neuester Bericht

des Berliner Vereins zu Centralisation deutscher Auswanderung und Colonisation

vom 6 August 1851.

Die heutige öffentliche Sitzung begann wie gewöhnlich mit dem Geschäftsberichte des Vorsitzenden, Herrn Reg.-Rath Dr. Gaebler. Das Wichtigste daraus ist, die Mittheilung, daß die Königl. Staats-Regierung dem Vereine die Geldmittel zur Fortführung des zur unentgeltlichen Rath- und Auskunftertheilung bestimmten offenen Büreaus in einem reichlichen Maasse zur Disposition gestellt hat. Die Wirksamkeit dieses Büreaus gewinnt täglich an Ausdehnung, ist aber dem großen Publikum noch immer nicht bekannt genug, um überall den Nachtheilen zu begegnen, welche durch gewissenlose, das Publikum durch die lügenhaftesten Vorspiegelungen zur Auswanderung verleitenden Agenten hervorgerufen werden. Der Herr Vorsitzende berichtete außerdem über Colonisations-Projekte, die dem Vereine vorgelegt sind, namentlich über das des Herrn Castro in Texas. Der Verwaltungsrath kann die Lage und Fruchtbarkeit des dem Herrn Castro gehörigen unweit San Antonio belegenen Grants nicht in Abrede stellen, wird sich aber erst auf officiellen Wege die Ueberzeugung zu verschaffen suchen, ob auch die Besitztitel-Verhältnisse dieses Grants, die früher nicht ganz klar gewesen, gegenwärtig regulirt sein. Außerdem wurde eine Entgegnung verlesen, welche auf einen sehr leidenschaftlichen und ungerechten Angriff des Herrn P. Kleudgen, in Hamburg, dessen Colonisationsproject für Süd-Brasilien in der vorigen Sitzung besprochen worden war, ergangen ist.

Nach dem Geschäftsberichte theilte der Vorsitzende mit, daß der Bevollmächtigte der Republik Peru Sr. Dn. Rudolfo, welcher aufgefördert worden war, in der heutigen Sitzung einen Vortrag zu halten, und dessen Ankunft noch vor einigen Stunden durch einen eigenhändigen Brief desselben von Paris aus angekündigt war, noch nicht anwesend sei; es sei dies um so mehr zu beklagen, als die Offerten der Peruanischen Regierung namentlich im nordwestlichen Deutschland großes Aufsehen erregt hätten, und der Direktor des Hamburger Vereines zum Schutz der deutschen Auswanderer, Herr Dahmenhaus, ausdrücklich deshalb hieher gekommen sei, um Herrn Rudolfo zur näheren Auskunft über mehrere Punkte aufzufordern.

Demnächst hielt Herr Dr. Heising einen längeren Vortrag über Süd-Australien, welcher an die beiden kürzlich erschienenen, in ihren Ansichten sich direct entgegenstehenden Brochüren über Süd-Australien von R. Reimer (ein Beitrag zur

deutschen Auswanderungsfrage, Berlin 1851 bei D. Reimer) und G. Listemann (meine Auswanderung nach Süd-Australien und Rückkehr zum Vaterlande. Berlin 1851 bei A. W. Hayn) anknüpfte, und unter Vergleichung dieser beiden Schriften sich im Allgemeinen über die Zukunft der Colonisation von Süd-Australien aussprach und derselben im Ganzen ein günstiges Prognosticon stellte. Derselbe gab jedoch zu, daß im Allgemeinen von Seiten der Engländer gegen die Deutschen ein ungerechtes und beinahe feindseliges Verfahren beobachtet, und dadurch die Stellung der Deutschen gewissermaßen eine gedrückte werde.

Herr Dahmenhaus erhielt hierauf das Wort, um über die Offerten der Peruanischen Regierung und des Bevollmächtigten derselben, Herrn Rudolfo zu sprechen; er machte auf einige Punkte aufmerksam, welche dringend zur Vorsicht aufforderten, und seine Bemerkungen gaben zu einer längeren Debatte Veranlassung, an welchen sich die Herren Dr. Usher, v. Bülow, Bastide und Gaebler betheiligten. Das Resultat war, daß man allseitig anerkannte, wie die Anerbietungen der Peruanischen Regierung, wenn ihnen die nöthigen Garantien der Verwirklichung gegeben würden, sehr vortheilhaft für mittellose Auswanderer seien, und daß von Seiten dieser Regierung ein sehr praktischer Weg eingeschlagen worden sei, um Einwanderer in das Land zu ziehen, man aber eben bei der Prüfung der zu fordernden Garantien mit der äußersten Vorsicht zu Werke gehen müsse, und daß namentlich der Verein sich jeder Befürwortung enthalten werde, bevor nicht von Seiten unseres Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten eine vollkommen zufriedenstellende Antwort eingegangen sei.

Herr Reg.-Rath Gaebler gab schließlich den zweiten Theil einer Beleuchtung des bereits in der vorigen Sitzung besprochenen Werkes über deutsche Colonisation in Mexico von Dr. B. v. Boguslawsky (B. G. Hempel in Berlin) und entwickelte nun auch die Hindernisse, welche einer solchen zur Zeit, noch entgegen stehen, und die hauptsächlich in den religiösen Zuständen, den mangelhaften Rechts-Verhältnissen und schlechten Communicationsmitteln des Landes zu suchen sind. Ein Anhang der Schrift giebt eine Uebersicht der zur Colonisation geeignetsten Strecken. Die Sitzung wahr sehr zahlreich besucht.

Bur Beachtung für deutsche Auswanderer.

Ein in No. 145. der Ostsee-Zeitung abgedruckt und von dieser in mehrere andere Blätter übergegangener Artikel eines Baumeister Thiel in

Nordamerika, in welchem neben anderen Entstellungen auch über die Colonisationsgesellschaft für Central-Amerika ungehörige Aeußerungen enthalten sind, veranlaßt das unterzeichnete Comité zu einer kurzen Erwiderung. Es würde ein müßiges Unternehmen sein, jenen Artikel in seinem Gesamt-Inhalte zu widerlegen; er trägt die unverkennbarsten Spuren seiner Bedeutungslosigkeit. Es handelt sich vielmehr lediglich darum, das über die Sache weniger unterrichtete Publikum, welchem jener Thiel'sche Brief zur Kenntniß gekommen ist, auf diese Merkmale der inneren Nichtigkeit und nächstdem auf offenbare Unwahrheiten aufmerksam zu machen. Dem Hrn. Thiel ist ein im „New-York Herald“ veröffentlichter Bericht des Hrn. J. Froebel aus Granada (Nicaragua) vom 20. Dez. v. J. zu Gesicht gekommen, den er zu widerlegen sich bemüht. Angeblich hat jener Bericht auf ihn den Eindruck gemacht, als sei er von Berlin aus bestellt, und verschiedene Blätter scheuen sich nicht, ihm dies nachzudrucken und dabei zugleich die Zuverlässigkeit des Hrn. Froebel zu bezweifeln, dem sie andererseits das Zeugniß sonstiger Geradheit und Biederkeit nicht vorenthalten. Wie wenig man sich hierbei um die Wahrheit bemüht, mag daraus hervorgehen, daß man verschweigt, wie jener Bericht an das „überseeische Geschäfts-Bureau von Siz und Knapp etc.“ in New-York erstattet ist, welche Nachricht unseres Wissens nur die „National-Zeitung“ ihrer Mittheilung des Froebelschen Berichts in ihrer No. vom 3. Mai c. beifügt. Betreffend die Anfechtung der Zuverlässigkeit des Herrn Froebel, so muß erwartet werden, ob derselbe gegen diejenigen, in deren Auftrage er seine Reisen unternimmt, anzutreten. Wir stehen mit Herrn Froebel in gar keiner Verbindung. Wenn Herr Thiel weiter angiebt, daß Herr Baron v. Bülow die Bildung einer Colonisations-Gesellschaft für Central-Amerika phantastirt habe, so dient darauf zur Berichtigung, daß dieselbe nicht phantastirt, die Gesellschaft vielmehr wirklich ins Leben getreten ist, sich des besten Fortgangs erfreut, nach der jetzt bereits erfolgten Zeichnung des Aktien-Kapitals ihre Thätigkeit demnächst beginnen wird. Was die vorgegebene Anstellung des Herren Thiel als ersten Ingenieur der Gesellschaft betrifft, so genügt es, darauf hin-

zuweisen, daß bis heute überhaupt noch kein Beamter der Gesellschaft ernannt worden. Herr Thiel hat zwar eine solche Anstellung gewünscht, ohne aber Zusicherungen in dieser Beziehung erhalten zu haben, die auch nach Lage der Verhältnisse unmöglich gewesen sein würden. Er ist auf eigene Hand, freilich in der Absicht, sich die Anwartschaft auf solche Verwendung zu sichern, nach San Juan gegangen, hat also selbst sehr stark auf das Zustandekommen der Gesellschaft gerechnet. Den übrigen Inhalt des Thiel'schen Artikels anlangend, in welchem er die günstigen Mittheilungen Froebel's über Nicaragua zu widerlegen sucht, so beschränken wir uns nur auf eine Bemerkung, die die völlige Haltlosigkeit der Thiel'schen Angaben mehr als hinlänglich erweisen wird. Hr. Thiel hat seit seiner Ankunft in San Juan im Januar 1850 bis zu seinem Abgange von da nach Nord-Amerika in regelmäßiger Correspondenz mit Hrn. v. Bülow gestanden. Seine Berichte sind im Allgemeinen im Gegensatz zu den Angaben seines Artikels nichts weniger als ungünstig, beziehen sich jedoch nur auf San Juan und dessen nächste Umgebung, da aus ihnen hervorgeht, daß er niemals einen Schritt ins Innere von Nicaragua gethan hat. Es ist jedoch selbstverständlich, daß das Hochland Central-Amerika's von einer Küsten-Niederung aus zu beurtheilen nur der baare Unverstand unternehmen wird. Wenn Hr. Thiel dies dennoch versucht hat, so mag man daraus ermessen, welcher Werth namentlich seinen jetzigen Angaben über das Innere von Nicaragua beizumessen ist. Es ist endlich bei Mittheilung des Thiel'schen Artikels von einer Seite Veranlassung genommen, auf frühere in Folge einer verunglückten Expedition nach Central-Amerika gegen die Person des Herrn v. Bülow gerichtete Angriffe zurückzukommen. Es dürfte daher hier am Orte sein, auf die vom Verwaltungs-Rathe des hiesigen „Vereins zur Centralisation deutscher Auswanderung und Colonisation unterm 13. Januar c. veröffentlichte altemäßige Darlegung dieser Angelegenheit hinzuweisen, welche der betreffenden Redaktion hätte bekannt sein sollen.

Das provisorische Comité der deutschen Colonisations-Gesellschaft für Central-Amerika.

Illustriertes Familienbuch zum Oesterr. Lloyd.



vor einiger Zeit theilten wir in diesen Blättern die Einladung zu einer Preisconkurrenz mit, welche die Redaktion des Oesterr. Lloyd für die besten No-

vellen ausschrieb. Dieß giebt uns Anlaß, mit dem achtbaren Unternehmen des Familienbuches unsere Leser bekannt, und auf dasselbe aufmerksam zu machen. Unterstützt und mit Beiträgen geschmückt von vielen der namenhaftesten deutschen Dichter, besonders den in Oesterreich lebenden, obenan Grillparzer, Hebbel

und Laube, bezweckt dasselbe, eine Lektüre zu bieten, welche „zur Unterhaltung und Belehrung häuslicher Kreise“ dienen soll. In dieser anspruchslosen Absicht bewegt es sich in einem Kreise einfacher, harmloser Produktionen aller Art. Es liefert Erzählungen, Gedichte, interessante Züge aus dem Gebiete der Künste und Gewerbe, landschaftliche Schilderungen und sogar Berichte über bemerkenswerthe Erscheinungen der Literatur, abgefaßt in einem einfachen, allgemein verständlichen Style, welcher die Absicht hat, mehr auf dieselben die Aufmerksamkeit zu lenken, als sie zu analysiren und einer Kritik zu unterwerfen. Diesem reichen Inhalt fügt es noch in jeder Lieferung drei artistische Blätter von der verschiedensten Art bei. Dieß und die ganze Haltung dieser Monatschrift deutet auf die Sphäre der Lesewelt hin, welcher sie gewidmet ist — den gebildeten, geistig regsamen Mittelstand, welchem sie in den Mußestunden die von ihm gewünschte Erheiterungs- und Bildungsmittel gewähren will. Vor uns liegen die neusten Lieferungen, des ersten Bandes 7. 8. und 9. Hest, welche außer den je drei niedlichen Bilderbeigaben einige interessante Beiträge enthalten. Wir nennen darunter das „Vorspiel“ eines Romanes, den Hr. Laube gegenwärtig in Arbeit hat, und welches die Ueberschrift: die Böhminger führt. Das Leben und Weben der Insassen einer deutschen Kleinstadt ist darin mit so geistiger Ironie und Feinheit gezeichnet, daß wir billig auf das Erscheinen des Werkes, dessen Titel nicht genannt ist, das aber ein sehr ansprechendes und werthvolles Gemälde des Kleinlebens im 18. Jahrhundert verspricht, gespannt sind. Ob der Verfasser noch weiter greifen und vielleicht irgend eine charakteristische Seite jener wunderbar bewegten und geistig tiefinnerlich bedeutenden Zeit vorführen will, wozu allerdings die Fäden angesponnen scheinen, ist uns unmöglich zu sagen. — Ein einaktiges „dramatisches Seeengemälde“ von Mosenthal, sonderbarer Weise als Manuskript abgedruckt, wie zur ausdrücklichen Verwahrung gegen Bühnenvorstände bemerkt ist, enthält viel Gutes, und giebt einen neuen Beweis von dem Talent des Verfassers für Gruppierung und nette theatralische Scenerie, doch dürfte der Stoff sich eher für den engeren Rahmen einer Erzählung geeignet haben, für welche alle Elemente darin liegen. Viel dramatische Gewandtheit läßt sich trotzdem darin nicht verkennen. — Gedichte von Zedlitz, Hebbel, Gabr. Seidel u. a. schmücken diese Hefte; von denen manche viel poetischen Werth enthalten, und Schilderungen von Venedig und Pola am adriatischen Meere, als Beigaben zu Zeichnun-

gen dieser Städte, befriedigen auch das topographische und ethnographische Interesse, welches gegenwärtig so mächtig in unserer Literatur angeregt ist. Die Namenhaftmachung der übrigen Stücke, welche diese Hefte enthalten, würde deutlicher als Obiges beweisen, wie in diesen Blättern für jede Neigung, und jedes Bedürfniß einer bildungslustigen Lesewelt gesorgt ist; und somit können wir wohl den Wunsch aussprechen, desselbe in Norddeutschland eine gleiche Verbreitung finden zu sehen, als es schon in Oesterreich genießt.

Carnévilles Blumenspenden.

Blumenspenden belletristischen Inhalts. Gewidmet Deutschlands Frauen. Eine Sammlung interessanter Novellen, Charaktere und Zeitgemälde u. c., sowie Uebersetzungen der beliebtesten französischen und spanischen Schriftsteller von Franz von Carnéville. 2 Bände. München, Joh. Deschler 1851.

Unter diesem Titel begegnen wir zwei ziemlich starken ökonomisch gedruckten Bänden, welche voll des mannichfaltigsten Unterhaltungsstoffes sind. Die Vorrede dazu ist von dem bekannten und beliebten Jugendschriftsteller Eduard v. Ambach geschrieben, und er sagt gegen den Schluß derselben: als Launenverscheucher dürfte auch füglich eine gute Lektüre gelten, welche sich nicht in dem Fabellande unnatürlicher Schwindeleien bewegt, sondern dem Ernste des Lebens seine Bilder abborgt und nicht allein unterhält, sondern auch nützt. Von dieser Ueberzeugung gingen jene aus, welche vorliegendes belletristisches Journal erscheinen lassen u. c. Dieses vorgesteckte Ziel ist auch in der Sammlung erreicht. Sie enthält eine Masse, wenn auch nicht künstlerisch-werthvoller, doch jedenfalls pikanter und unterhaltender Mittheilung in Form von Novellen, Geschichten, Skizzen und Anekdoten. Als bedeutendsten Beitrag ist uns Magliabecchi erschienen, eine Arbeit, die wir schon früher irgendwo gelesen zu haben uns entsinnen.

Den Leihbibliotheken und Privatbibliotheken, denen es um Unterhaltungsliteratur zu thun ist, können wir übrigens die beiden Bände bestens empfohlen sein lassen.

Fenilleton.

Eine Fahne aus Hobelspänen. Als der König von Sachsen im September dieses Jahres auf seiner Reise durchs Erzgebirge nach Chemnitz kam, brachten ihm die Innungen einen Fackelzug. Bei dieser Gelegenheit traten auch die Tischler, 117 „an der Zahl,“ mit 20 Fackeln und zwei Marschällen auf. Sie trugen eine „von Hobelspänen geflochtene Fahne, auf deren einer Seite das königliche Wappen, auf deren anderen Hobel, Zirkel und Winkelmaß wahrzunehmen waren.“

Bescheidene Zurückweisung. Eine neugierige Dame hatte sich vorgenommen, ein Trappistenkloster in Augenschein zu nehmen, zu welchem Zweck sie ihre Kleidung mit der männlichen vertauschte. Sie wurde jedoch sehr bald erkannt und die Mönche wiesen sie auf eine Art hinaus, die man unter diesen Umständen sogar eine feine Galanterie nennen könnte. Als die Verkleidete in einem Saale Platz genommen hatte, überreichte ihr einer der Mönche einen Fingerhut, Nähnadeln und Zwirn, und bat sie, sich die Zeit mit Nähen zu vertreiben. Diese Zeichensprache wurde natürlich sogleich verstanden und die Besucherin zog sich verschämt zurück.

Große Dreistigkeit. Neulich wurde in einem Hotel zu Brüssel ein verwegener Diebstahl begangen. Ein Individuum trat in das Wirthszimmer ein und ging auf die numerirte Tafel zu, an welcher die Schlüssel zu den Zimmern hängen; er nimmt einen davon und geht damit in das Zimmer, nimmt dort ein Felleisen und einen Sack mit 900 Frks. und geht damit wieder ruhig hinunter, hängt den Schlüssel an seinen Platz und verschwindet.

Bermeintlicher Scheintodt. In einem Dorfe des Dep. der Orne wurde am Abend eine Frau begraben. In dem Augenblick, wo der Sarg in die Gruft hinabgelassen ward, vernahm man ein Stöhnen, so daß man veranlaßt ward, den Sarg zu öffnen; indeß überzeugte man sich, daß sich wirklich ein Leichnam und keine lebende Person in demselben befand. Kaum war der Sarg wieder hinabgesenkt und die erste Schaufel mit Erde auf denselben gefallen, so wiederholte sich das Stöhnen in dem Grabe, daß das ganze Leichengefolge nebst Todtengräber und Geistlichen die Flucht ergriff. Nur ein alter Soldat hielt Stand, unternahm auf eigene Hand eine neue Untersuchung, und fand zuletzt in der Gruft halb unter dem Sarge und halb bereits mit Erde bedeckt einen Betrunknen, welcher in der Finsterniß dort hineingestürzt war und beinahe lebendig begraben worden wäre.

Glückliches Zusammentreffen. Ein junger Mann, der unlängst aus Amerika angekommen, dem aber in Paris kein Versuch, sein Glück zu machen, gelungen ist, war in die tiefste Entmuthigung verfallen; ohne Eltern, ohne Freunde, ohne Gönner, fast ohne einen Erwerbszweig, der nur das tägliche Brot giebt, und an dem Punkte angekommen, wo man dem Hungertode nahe ist, verkauft er seine Uhr und entschließt sich, nur noch einen Tag zu leben; aber dieser Tag soll noch ein glücklicher sein, er will alle Genüsse in demselben zusammendrängen, die ihm fehlten, so lange er lebte. Er überzählt sein Geld und findet es hinreichend, einen Spaziergang zu machen, eine gute Mahlzeit zu halten, in die Oper zu gehen und an der geliebten Musik sich zu erfreuen, und dann durch den Dolch oder im Wasser zu sterben, je nachdem er durch die Musik gestimmt werden würde. Nachdem dieser Plan entworfen ist, drängt er jeden unangenehmen Gedanken von sich und nimmt sich vor, noch ein Stück von dem Leben zu genießen, ehe er dasselbe verläßt. Zuerst in das Bad, aber in ein Bad mit allen Genüssen, wie sie das Kapuzinerbad gewährt. „Die Luft ist freilich mild und lau,“ dachte er bei sich, als er in der Badeanstalt angekommen war; ... „aber es hilft nichts, ich muß doch sterben.“ Dieser traurige Gedanke wird indeß durch ein Geräusch in seiner Nähe unterbrochen; ein alter Mann war auf den Marmorstufen ausgeglichen und gefallen, und hatte sich den Fuß dabei so sehr verrenkt, daß er nicht wieder aufstehen konnte. Der junge Mann fühlte sogleich, daß er noch eine gute That verrichten könne, ehe er stirbe; er eilt also zum Beistande des Unbekannten hinzu, erbietet sich, denselben nach Hause zu begleiten und liefert, indem er ihm verschiedene Kleinigkeiten, die ihm aus der Tasche gefallen, wieder hineinsteckt, mit Bewunderung seinen eigenen Namen auf einer Visitenkarte. Sollte der Mann vielleicht ein Verwandter sein, den die Vorsehung ihm sende, um ihn am Leben zu erhalten? Seine Familie stammte aus Paris; und es wäre wohl möglich, daß ein Glied derselben dem Verbannten in der neuen Welt unbekannt geblieben. Die ersten Worte, welche die beiden Fremden mit einander in der Wohnung des Alten sprachen, bestätigten diese Hoffnung; es war ein unverheiratheter, edelgesinnter und reicher Oheim, der auf diese Weise seinen einzigen Enkel fand; der eine war erfreut, noch zu leben und der andere entzückt, nicht sterben zu müssen, und beide segneten ihren Gang ins Bad.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. Rückmann.
In Commission von Bruno Hinze in Leipzig.